

Das Ganze ist sowieso ein Hamsterrad

SCHAUSPIELHAUS Regisseur René Pollesch treibt dem Theater die Bedeutungen aus. In seiner Produktion «High (du weisst wovon)» in der Halle des Schiffbaus ist nichts, was es scheint.

Das Leben ist ein Rundlauf. Nie weiss man, woran man ist. Denn das Ziel ist nur der Anfang zu einer neuen Runde – und auf einer solchen Bahn kann man sich recht verlieren. Ist man hier den anderen voraus? Oder läuft man den anderen hinterher? Wird irgendwer verfolgt? Und warum kommen auf diesem Weg einem die eigenen Depressionen entgegen?

Es könnten sich solche Fragen stellen. Aber Antworten gibt es nicht. Denn es geht nicht um das Leben. Sondern um Theater. Und das befindet sich bei René Pollesch in einer Endlosschleife.

«High (du weisst wovon)» ist aktuell René Polleschs siebte Produktion für das Zürcher Schauspielhaus, Premiere hatte das Stück am Samstag im Schiffbau. Die Arbeit ist ein Experiment, wie alles schon zuvor, von der ersten «Calvinismus Klein» (2009) über «Herein! Herein! Ich atme euch ein» (2014) bis «Bühne frei für Mick Levčik!» (2015). Das Theater steht hier auf dem Prüfstand. Was hat es heute für eine Bedeutung? «Keine», sagt René Pollesch. Bedeutung ist etwas für die Angsthassen in der Kunst.

Man sagt, was man sieht

Hier geht es um etwas anderes. «Wisst ihr, man weiss eigentlich nie, was man da macht. Und man muss es immer wieder neu hinkriegen, dass das funktioniert, ohne dass es irgendwas bedeutet», heisst es da im Stück. Die Wörter stehen für einen Prozess:

Man sieht hier etwas, was man überhaupt nicht erkennen kann.

Man sieht, was man sieht: Eine Art Zirkus mit Rennbahn hat Barbara Steiner in die Halle hineingebaut. Die Affiche: Ein Löwe springt da durch den Reif, ein anderer tanzt Tango mit einer Frau, gezähmt wird hier das Wilde, meint man. Doch der Käfig, wo man den tollen Löwen erwartet, ist leer. So ungefähr schaut das Leben in diesem Zirkus aus. Nichts ist, was es scheint.

Im Wörtergebiet

Die Bühne ist dann so etwas wie eine Rennbahn, die von Banden mit Sternen drauf gesäumt wird. Das Publikum sitzt auf zwei Tribünen in der Längsachse, der Blick fällt je auf eine Seite. Den miesesten Job hat hier die Souffleuse, die den Überblick über das ganze Geschehen haben muss. Sie muss sich einen Abend lang verrenken.

Polleschs Theater ist für die einen unbequem. Die andern lassen sich einfach treiben. Unterwegs auf der Bahn ist dann ein Chor von jungen Frauen in weiss-schwarz gestreiften Overalls (Kostüme, sehr changierend: Sabin Fleck) und drei Schauspielerinnen und ein Schauspieler: Hilke Altfrohne, Inga Busch, Marie Rosa Tietjen, Jirka Zett. Begleitet werden sie von Kamera und Mikrofon. Ausruhen können sie sich in den 75 Minuten des Abends nicht. Sie gehen, rennen, tanzen. Alles ist in Bewegung. Und der Intellekt macht dazu einen Purzelbaum.

Es gibt keinen Anfang und auch kein eigentliches Ende, wir schauen einfach in René Polleschs Wörtergebiet. Die Rede ist vom Kino, vom Leben mit Depressionen, vom Urknall, der uns auseinandergebracht hat, und



Auf der Rennbahn oder alles ist in Bewegung: Die Schauspielerinnen und Schauspieler erlaufen sich in «High» ein eigenes Gebiet.

Matthias Horn

von anderen Sachen, auch von Hunden, Katzen und Goldfischen et cetera. Vor allem ist die Rede von der Rede an sich. «Wir reden ja zum Glück nicht miteinander, sondern du redest von dem und dem... und ich rede von den und denen und du redest dann von... und ich von dem.» Kurz: Wir hören Polleschs Sprechakt-Theorie: Sprechen sollte man alleine versuchen. Und Denken beginnt erst bei 2.

Das ist nicht einfach zu verstehen. Denn manchmal hört man gar nichts. Oder nur ein Fragment

des Textes. Um sich verständlich zu machen, müssen die Schauspieler manchmal schreien. Sie schreien sich dann die Kehle aus dem Leib – und machen es mit Bravour, auch in der Gegenrede mit dem Chor. Missverständnisse gehören hier dazu. So wird aus dem Wassermann, der die Erde regiert, ein Wasserhahn. Und aus einem Hund, der leuchtet, ein Flashmops.

Gefühle aus dem Off

Ein Pollesch-Abend kann auch sehr unterhaltend sein – so als

Demoband, was Theater heute sein kann. Die Depressionen kann man hier gleich wegsperren. Denn Bewegung ist hier alles. Alle sind on the run – auch gedankenmässig. Die Schauspieler erlauben sich ihr eigenes Gebiet. Und sagen: Es ist wie Warten auf Godot im Gehen. Oder wie ein Hamlet to go. Sie bleiben aber immer in «High». Auch wenn wir nicht so genau wissen, wovon. Der Stoff selber hat keinen sehr hohen THC-Gehalt.

Denn die Gefühle kommen aus dem Off. Oft ist es nur die Musik,

die auf uns Wirkung zeigt. Die Liste der gespielten Stücke geht von Isaac Hayes' «Run Fay Run» über «The Wind» von Cat Stevens bis zu Krzysztof Pendereckis dritter Sinfonie. Dazu gibt es sehr schöne Bilder, zum Beispiel von einem Umzug. Da werden grosse Ballone vorangetragen, es folgen Löwenkäfig und aufgeblasene Comicfiguren auf Transportfahrzeugen. Natürlich geht eine solche Parade ins Leere, wie alles in diesem Stück. Aber auch in einem Hamsterrad kann man glücklich sein.

Stefan Busz

Zwei Sampler, eine Fussmatte, ein Tenorsax

MOODS Guillaume Perret zeigte im Zürcher Moods, dass sich die Musik auch im 21. Jahrhundert noch neu erfinden kann. Mit lediglich einem Sax und einigen Samplern.

Manchmal denkt man, die moderne Musik sei in einer Sackgasse angelangt. Zeiten von neuen Klangphänomenen wie Space Rock, Synth-Pop, Techno sind vorbei. Das höchste der Gefühle ist eine neue grosse Stimme, ein guter Song. Aber keine grundlegend neuen Klangwelten.

Guillaume Perret ist die einsame Ausnahme. Sein Equipment: zwei Sampler, eine Fussmatte voller Pedale zwecks Verzerrung oder Loops. Und ein Tenorsax. Er braucht keine Band, spielt sich alleine durch ein zweistündiges Konzert. Und trotz der einfachen Ausstattung klingt kein Song wie der andere.

So viele Klänge im Angebot

Ein Beispiel: «Pilgrim», der Opener des Konzerts von Freitagabend im etwa zu zwei Dritteln gefüllten Moods in Zürich. Ein Beat, ein Akkord. Er ballert eine rhythmische Basslinie auf die Loopmaschine, dann trällert er in höchstem Tempo ein Solo auf einer verminderten Tonleiter drüber, das ist Klezmer oder arabischer Sound.

Er hat noch so viele andere Klänge im Angebot. «En Good» etwa erinnert an Candy-Dulfer-Kompositionen, funky, melodiös, und der Sax-Sound steht klar im Vordergrund. «She's Got Rhythm» ist eine Referenz an

Gershwins «I Got Rhythm» – eine volle Big Band, kreierte mit nur einem einzigen Sax. Und das live. «Heavy Dance» verzerrt er derart deftig, dass die Basslinie nach

Cello klingt, irgendwo in der Höhe ein Synthi dröhnt, dazwischen E-Gitarren ihr Unwesen treiben. Aber in Wahrheit ist da nur ein Sax, aus dessen Trichter ein

neckisches Licht strahlt. Wie macht er das? Offensichtlich nimmt er den Ton im Korpus seines Instruments ab, schickt ihn auf den Sampler, dreht dort an

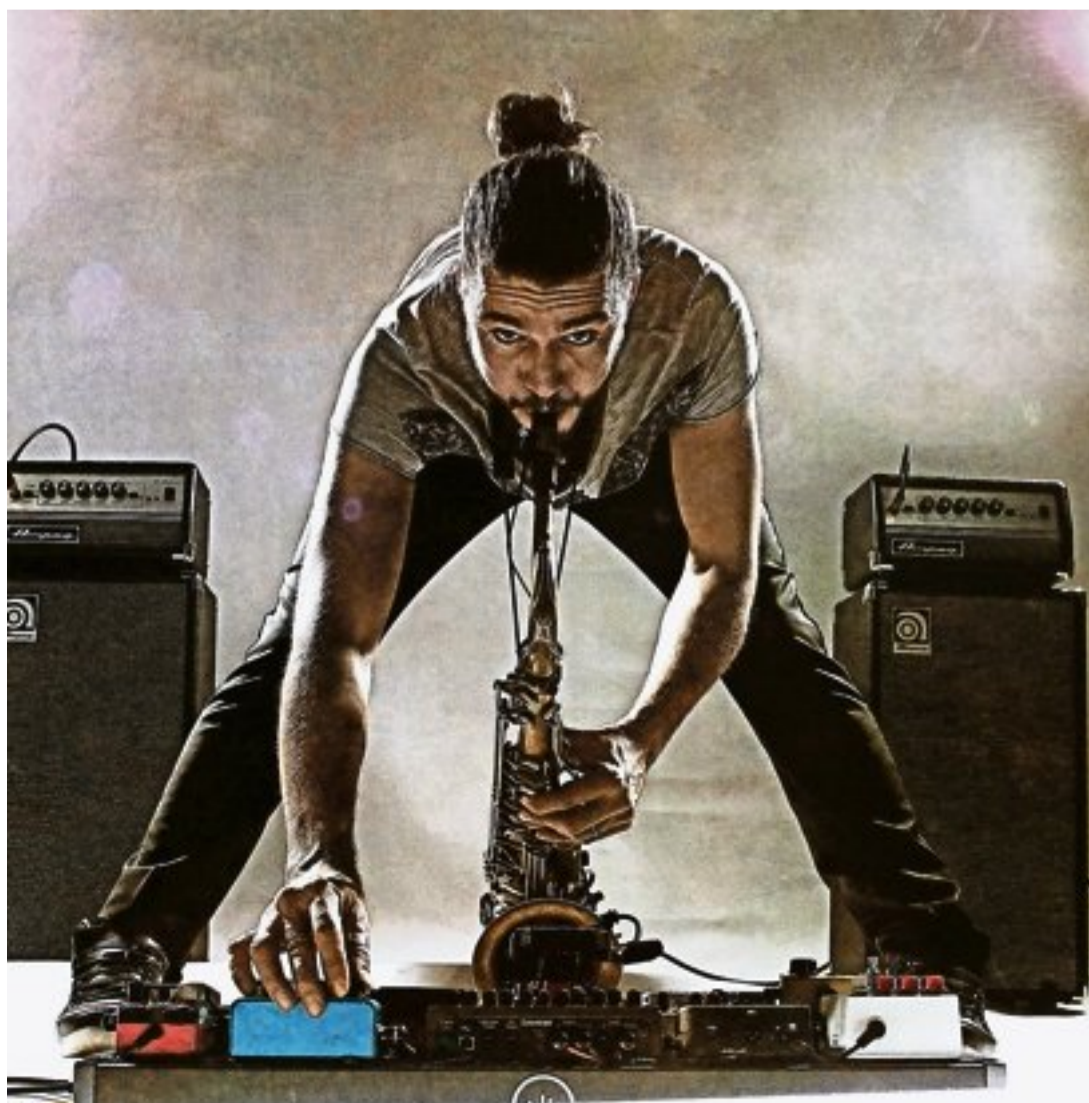
Verzerrungen herum, haut mit dem Fuss zusätzliche Effekte drüber. Dass er das alles während des Spielens machen kann, grenzt an Wahnsinn. Der Kopf muss überall sein. Und das gleichzeitig.

Das schlägt sich etwas auf die Bühnenpräsenz nieder. Guillaume Perret ist in seiner Welt versunken, voll fokussiert auf seine ausladenden Soundkonstruktionen – wegen des langsamen Aufbaus mit der Loopmaschine dauert jeder Song gegen die zehn Minuten. Die Kopfarbeit ist zwar atemberaubend, aber ein emotionaler Funke springt oftmals nicht. Das ändert sich erst bei seiner letzten Zugabe. Die Melodie aus Uganda baut er nicht mehr so üppig auf wie seine vorherigen Songs. Das schafft Raum für eine Improvisation voller Herz. Er schreit, weint, wütet mit seinem Instrument. Und dann verschwindet er.

Neue Klangwelten

Perret zeigt mit seinem Schaffen, dass man auch heute neue Klangwelten stecken viel Aufwand und der Wille, ganz neue Wege zu beschreiten, dahinter. Guillaume Perret gelingt. Er weist der modernen Musik, insbesondere auch dem Jazz, neue Wege und Ausdrucksformen. Seine Musik ist einfach verständlich, besteht oftmals nur aus ein oder zwei Akkorden. Sie spricht wohl den Intellekt anderer Musiker an, ist aber keineswegs elitär, sondern vielmehr inspirierend.

David Kilchör



Die Kopfarbeit ist atemberaubend. Guillaume Perret spielt sich alleine durch ein zweistündiges Konzert.

zvg

Eintauchen in fremde Welten

PHOTO 17 Die Swiss Photo Academy hat entschieden: Andri Pol ist der Fotograf des Jahres. Der Künstler und Bildredaktor wurde am Freitag im Rahmen der «Photo 17» ausgezeichnet.

Andri Pols Bilder seien «geprägt von schrägen Momentaufnahmen» und von «skurrilen Details», schrieb die Swiss Photo Academy zur Begründung ihrer Entscheidung. Der Berner Fotograf tauche ein in fremde Welten und versuche Gegensätze in einem Bildrahmen zu vereinen. «Er ist ein Bilderzähler, mit Witz, schonungslos, ohne böse zu sein», wird der Juryvorsitzende und ehemalige «Tages-Anzeiger»-Chefredaktor Res Strehle zitiert.

Der Preisträger ist neben seiner Tätigkeit als Bildredaktor beim Magazin «Geo Schweiz» freier Fotograf für das «Magazin», den «Stern», das «Neon» oder das «Sunday Times Magazine». Das Fotografieren brachte sich Pol selber bei, Weiterbildungen genoss er unter anderem in London.

Am Freitag wurde auch der Modefotograf und Grafiker Walter Pfeiffer ausgezeichnet. Er erhielt den Lifetime Award. Pfeiffer ist international bekannt und veröffentlichte zahlreiche Arbeiten in der «Vogue». Die Fotografie-Werkschau «Photo 17» in den Industriehallen des Maag-Areals ist noch bis am 10. Januar zu sehen.

sda